

Ergebnisse

Die deutsche Besatzung von Warschau dauerte fünf Jahre, die von Minsk drei Jahre. Maximal 60 000 bzw. 15 000 reichs- und „volksdeutsche“ Soldaten, Polizisten, Angehörige der Zivilverwaltung sowie Privatpersonen hielten sich zeitgleich in den beiden Städten auf. Während der gesamten Dauer des Krieges waren aber wesentlich mehr Okkupanten zumindest einige Zeit dort im Einsatz, denn es gab viele Versetzungen und Ablösungen; eine ständige Fluktuation war speziell bei den Wehrmachtsangehörigen festzustellen, die selten länger als ein paar Monate vor Ort blieben. All diese Deutschen trugen als Teil des Besatzungsregimes dazu bei – der eine mehr, der andere weniger –, dass Warschau und Minsk 1945 nur noch aus Ruinen bestanden, und jeweils rund die Hälfte der Vorkriegsbevölkerung ausgeplündert, vertrieben, deportiert oder ermordet worden war.

Doch warum leisteten die Besatzer anscheinend bereitwillig ihren Beitrag zur nationalsozialistischen Herrschaftsausübung und Gewalt? Der Blick auf die Okkupanten verrät, dass ihre Selbstidentifikation vor allem auf der jeweiligen Tätigkeit beruhte, was über die Zugehörigkeit zu den Dienststellen zu einer institutionellen Fraktionierung der Besatzergesellschaft führte. Die Rivalitäten unter den Gruppen Wehrmacht, SS und Polizei sowie Zivilverwaltung waren ausgeprägt und beschränkten sich nicht nur auf die Führungsebene. Auch die einfachen Soldaten, Polizisten oder Angestellten verkehrten vor allem mit ihren Kollegen und beobachteten misstrauisch die Angehörigen der anderen Institutionen. Trotz einer Grundsolidarität innerhalb der Besatzergesellschaft glaubte jede Fraktion, der eigentliche Träger der Besatzungsgesellschaft zu sein. Diesen Status reklamierten die einzelnen Organisationen wie ihre Männer vor allem für sich und waren kaum willens, den anderen Okkupanten eine ähnliche Bedeutung zuzugestehen.

Die reichs- und „volksdeutschen“ Privatpersonen, die keine der zahlreichen Uniformen der Besatzergesellschaft trugen, waren oft pauschalen Verdächtigungen ausgesetzt, aus reinem Opportunismus bzw. nur aus Gewinnstreben im Osten zu sein. Insbesondere die „Volksdeutschen“, deren Bekenntnis zu den nationalsozialistischen Machthabern sich durch die freiwillige Annahme einer Kennkarte manifestierte, standen stets in dem Ruf, Profiteure der deutschen militärischen Siege zu sein. Diese Einschätzung wurde durch die häufig mangelhaften deutschen Sprachkenntnisse der Bevölkerungsgruppe verstärkt, die in vielen Fällen kaum in der Lage war, sich ohne Übersetzer auf Deutsch zu verständigen. Gerade diesen Menschen galt ein großer Teil der sozialen und ideologischen Aktivitäten, denn die Machthaber sahen sie einerseits als Beleg dafür, dass Osteuropa ein urdeutsches Territorium sei, andererseits waren sie die Ausgangsbasis für die künftige Ostsiedlung, die nach dem gewonnenen Krieg beginnen sollte.

Obwohl sich zahlreiche deutsche Familien in den beiden Städten befanden, wäre eine Gleichsetzung mit der Bevölkerung im Reich in Bezug auf Alter und Geschlecht verfehlt, denn dafür war der Anteil jüngerer Menschen in den Zwanzigern und Dreißigern zu hoch und auch der Anteil der Frauen zu gering, der nur

bei etwa 15 Prozent lag. Ältere über 50 und Jüngere unter 18 Jahren waren nur bei den „Volksdeutschen“ und den Familien jener Reichsdeutschen vertreten, die sich für ein dauerhaftes Leben in Warschau oder Minsk entschieden hatten. In der deutschen Gesellschaft des Ostens lässt sich dennoch ein weit breiteres Altersspektrum als nur die Kriegsjugendgeneration des Ersten Weltkrieges identifizieren. Auch wenn die zwischen 1900 und 1910 geborenen Jahrgänge die Spitzen der Verwaltung und der SS stellten, wurde die Realität des Okkupationsalltags doch nur zu kleinen Teilen von diesem politischen Führerkorps bestimmt.

Insgesamt ergibt die Besatzergesellschaft ein recht heterogenes Bild. Die Deutschen im Osten stammten aus allen Schichten, Milieus und Regionen des Reiches. Spezielle Rekrutierungskriterien sind nur selten und nur für bestimmte Einheiten wie etwa die Sicherheitspolizei feststellbar, auch wenn beinahe alle Befehlshaber und Kommandeure radikale und überzeugte Nationalsozialisten waren. Alle anderen, die in Polen oder Weißrussland zum Täter oder zumindest Helfer beim Massenmord wurden, die Gewaltherrschaft und den Holocaust vorbereiteten oder beförderten und Verbrechen durchführten, taten dies nicht wegen bestimmter biographischer Spezifika, aufgrund derer sie besonders dazu geeignet gewesen wären. Es darf nicht übersehen werden, dass in der Sozialisation gerade der Masse der Besatzer alle möglichen Konstellationen vorhanden waren und in ihrer Persönlichkeit oder Biographie nichts zu finden ist, was spezifisch und genuin für den Osteinsatz qualifizierte oder sie zu Tätern machte. Da der bürokratische Auswahlprozess zumindest indirekt eine Okkupationspolitik zur Folge hatte, die im Sinne des Regimes lag, waren andere, spezifisch nationalsozialistische Rekrutierungsanforderungen auch gar nicht notwendig. Damit ist allerdings noch keine Antwort auf die Frage gegeben, warum der Massenmord an der einheimischen Bevölkerung möglich war. Sie muss angesichts der prosopographischen Ergebnisse in den Prozessen und Situationen gesucht werden, die aus „ganz normalen Männern“ Besatzer machten, für die die Vernichtung eines großen Teils der einheimischen Bevölkerung eine „normale“ Angelegenheit darstellte.

Die Identität der meisten Besatzer in Warschau und Minsk war bestimmt von Überlegenheitsgefühlen gegenüber den Besetzten. Die Okkupanten gehörten zu einer bestimmenden Elite, die viele Privilegien genoss. Dazu kam, dass aufgrund mangelnder persönlicher Erfahrungen mit der Bevölkerung Vorurteile dominierten, die die eigene Existenz und Kultur weit über die der Einheimischen erhaben erschienen ließen. Wenn sich auch nicht alle Okkupanten als die „Herrenmenschen“ sahen, als die sie nach der nationalsozialistischen Ideologie hätten auftreten sollen, fühlten sie sich doch als die rechtmäßigen Herrscher im Osten – auch weil diese Stellung hart erkämpft worden war und angesichts der Widerstandsaktionen einer ständigen Verteidigung bedurfte. Aus diesem Grund spielte die stets hochgehaltene Kameradschaft, die den Zusammenhalt innerhalb der verschiedenen Besatzergruppen festigte, eine bedeutsame Rolle. Sie war eine emotional überhöhte Ausprägung der „Volksgemeinschaft“ und wirkte dabei als Mittel der Sozialdisziplinierung wesentlich erfolgreicher als Strafandrohungen und Verbote. Sie dominierte die Selbstwahrnehmung in hohem Maße und trug dazu bei, dass der Status als Besatzer so viel Zustimmung fand.

So war dann auch die Wahrnehmung des Ostens durchaus positiv. Selbst wenn die ersten Reaktionen direkt nach dem Eintreffen in Minsk und Warschau oft ablehnend oder zumindest zwiespältig ausfielen, arrangierten sich die meisten Deutschen doch recht bald mit dem Okkupationsalltag. Auch wenn sie ihn später nicht so schätzten, wie es die Norm verlangte, verhielten sie sich konform. Wenn die Besatzer in den Städten eintrafen, mussten sie sich in eine völlig unbekannte Situation einfinden, denn die Umgebung, die Dienstpflichten und die Menschen, mit denen sie in Kontakt traten, waren ihnen nicht bekannt und stellten etwas weitgehend Neues dar. Die Unsicherheit der Deutschen in Bezug auf die neuen Gegebenheiten im Osten kann daher als formativ für die Besatzergesellschaft gelten. Referenzrahmen und Orientierungen, die bislang das Verhalten in der Heimat strukturierten, mussten erst neu geschaffen werden, der Alltag wurde mittels Adaption und Aneignung geformt. Die Analyse hat gezeigt, dass der Deutung der damaligen Gegenwart für das situative Handeln der Okkupanten eine weit wichtigere Rolle zukam als vergangenen Erfahrungen. Mit der alltagsgeschichtlichen Untersuchung wird daher auch die Handlungsrationaltät größtenteils erklärt.

Der Besatzungsalltag in Warschau und Minsk war durch viele Normen und Vorgaben der Behörden geprägt, in denen die Deutschen arbeiteten. Nicht nur der Dienstbetrieb, der einen großen Teil des Tages einnahm, erfuhr eine starke Reglementierung. Weil private Kontakte zu den Einheimischen prinzipiell unerwünscht waren, sollten sich die Okkupanten auch in ihrer Freizeit möglichst wenig außerhalb ihrer eigenen Kreise bewegen. Mit zahlreichen Vorgaben sollte der gesamte Alltag der Besatzer bestimmt werden, um so die Grenze zwischen dienstlichem und privatem Raum aufzulösen. Der totalitäre Anspruch des Regimes reichte daher – wesentlich intensiver noch als im Reich – in die Privatsphäre der Menschen hinein und gab durchaus ein Muster dafür ab, wie nationalsozialistische Gesellschaftspolitik nach dem Krieg hätte aussehen können. Die Wohnheime, in denen von der Stube über die Kantine bis hin zum Kameradschaftsabend das Leben komplett organisiert wurde, sind dafür ein Kennzeichen. Mit der darüber hinausgehenden kollektiven und individuellen Freizeitgestaltung durch Sport, kulturelle Ereignisse, Lesen, Rundfunk oder Kino sollten weitere Bedürfnisse abgedeckt und zudem die Sehnsüchte nach Heimat und Familie zumindest teilweise kompensiert werden. Aufgrund der Vielfalt und des vertrauten Rahmens in einer fremden Umgebung nahmen die Besatzer – trotz ihres geringen eigenen Einflusses darauf – die meisten Angebote gerne an. Die Akzeptanz rührte auch daher, dass die Aktivitäten im Kreise der deutschen Kollegen stattfanden und so ein Bezugsrahmen gegeben war, der Vertrautheit schuf.

Die Angebote erfreuten sich einer umso größeren Beliebtheit, je weniger ihr Inhalt ideologisch und politisch bestimmt war. Propagandaveranstaltungen waren zwar nicht selten, die Teilnehmerzahlen blieben jedoch deutlich hinter denen bei anderen Aktivitäten zurück. Da bei Ersteren aber vor allem die Funktionäre und Verantwortungsträger als Multiplikatoren angesprochen wurden, darf die Verbreitung der Inhalte nicht unterschätzt werden, insbesondere wenn die ausführliche Berichterstattung in den Zeitungen mit berücksichtigt wird. Die Angebote des normierten Alltags wandten sich prinzipiell mit denselben Intentionen an alle Teile der Besatzergesellschaft. Zwar war die Betreuung der Frauen deutlich weniger

umfangreich und vielfältig als die der Männer, aber das lag außer an der geringen Anzahl von Frauen auch daran, dass Ablenkung und Unterhaltung für sie als weniger notwendig galten. Der Grund dafür war die nationalsozialistische Ideologie, die die wichtige Rolle der Frauen für das Funktionieren der Besatzergesellschaft nicht anerkannte; diese Politik stimmte allerdings auch mit den zeitgenössischen nicht nationalsozialistischen Frauenbildern weitgehend überein.

Ebenfalls eine Sonderstellung hatten die „Volksdeutschen“, denn bei ihnen war es nicht notwendig, Heimweh zu bekämpfen. In dieser Gruppe der Besatzergesellschaft sollte vor allem das Zugehörigkeitsgefühl zu den neuen Herrschern gestärkt werden, was die Behörden in erster Linie mit einer umfangreichen Sozialpolitik versuchten, aber auch, indem sie ihnen wichtige Positionen in der Wirtschaft anvertrauten und sie rechtlich über die anderen Einheimischen stellten. Wegen ihrer anderen Sozialisation ließ ihnen gegenüber die Justiz sogar größere Milde bei zahlreichen Straftaten walten, da ihnen ein wenig ausgeprägtes deutsches Ehrgefühl attestiert wurde. Um unter anderem dieses zu entwickeln, war die Integration in den Kreis der anderen Okkupanten das wichtigste politische Ziel, doch diese Absicht konnte nur in kleinen Ansätzen verwirklicht werden: Unterschiedliche Lebensweisen, ein anderes soziales Umfeld und vor allem die Sprachbarriere verhinderten eine wirksame Inklusion; letztlich blieben die „Volksdeutschen“ für die übrigen Besatzer doch meist nur Deutsche zweiter Klasse oder, schlimmer noch, nur opportunistische Polen.

Diese Einschätzung fand ihren Ausdruck auch darin, dass „Volks“- und Reichsdeutsche selten gemeinsam wohnten. Die 1939 bzw. 1941 als militärische Sieger in die Städte eingezogenen Deutschen schufen sich schnell ihre eigenen Wohnbezirke, in denen die „Volksdeutschen“ nur zögerlich Platz fanden. Mit den Wohnbezirken war eine weitgehende Exklusion der Einheimischen gegeben, selbst wenn die Abschottung der Viertel nach außen hin erst später stattfand. Dennoch wurde dort dem Gemeinschaftsgedanken der Okkupanten auch räumlich Ausdruck verliehen, was zudem den Vorteil der Sicherheit bot, da der subjektiv wahrgenommenen Gefährdung durch die einheimische Bevölkerung zumindest teilweise vorgebeugt war. Neben Sicherheitsaspekten und der Symbolik einer angeblichen Rückkehr der deutschen Herrschaft in den Osten, die die Machthaber mit einer solchen Stadt in der Stadt verbanden, konnte durch die gezielte Auswahl von modernen Gebäuden eine maximale Bequemlichkeit – auf Kosten der enteigneten Einheimischen – gewährleistet werden, die die Akzeptanz des Daseins als Besatzer nicht unwesentlich erhöhte.

Das Alltagsleben der Besatzer war zu weiten Teilen von den vorgegebenen Normen geprägt. Dennoch ist festzustellen, dass trotz aller Regeln und Vorschriften einige Freiräume gegeben waren, in denen die Deutschen ihre Individualität zeigen und den Alltag nach ihren Wünschen gestalten konnten. Gerade der Umgang mit den Normen offenbarte den Unterschied zwischen Anspruch und Wirklichkeit der nationalsozialistischen Herrschaft im Osten. So kam es häufig zu Konflikten zwischen den verschiedenen Fraktionen der Besatzergesellschaft, was von den Befehlshabern stillschweigend toleriert wurde. Das galt auch für Prügeleien im Kameradenkreise, die als gewissermaßen übliche Erscheinungen gesehen wurden und ernsthaften Streitigkeiten, die keinesfalls erwünscht waren, vorbeugen

sollten bzw. dabei helfen, sie beizulegen. Nicht vergessen werden darf jedoch, dass die Sanktionen dann drakonisch ausfielen, wenn die Geschlossenheit der Besatzergesellschaft gefährdet war. Hierbei zeigt sich, dass Gewalt – auch als Problemlösung – im Osten wesentlich akzeptierter war als etwa im Reichsgebiet.

Die Konflikte der Deutschen untereinander drückten nur in den seltensten Fällen einen Gegensatz zum Nationalsozialismus oder zu den Werten der Besatzergesellschaft aus. Das lag daran, dass es den Okkupanten in Warschau und Minsk trotz aller Klagen relativ gut ging. Die Gründe hierfür sind neben der kollektiven kognitiven Dissonanzreduktion und zahlreichen erwünschten und weniger erwünschten Ablenkungsmöglichkeiten vor allem im sozialen Status und in der materiellen Versorgung zu sehen. Im Gegensatz zum Reich waren die Deutschen im Osten die Angehörigen einer kleinen, privilegierten Gruppe, die über eine Masse von Besetzten herrschte und sich viele Freiheiten herausnehmen konnte. Etwaige Probleme des eigenen Daseins, die trotzdem auftraten, konnten beispielsweise durch Zuflucht zu Glaube und Religion zumindest erträglich gemacht werden. Das wurde zwar vom Regime nicht unbedingt gerne gesehen, aber zumindest toleriert. Ähnliches gilt auch für den Alkoholkonsum. Die Besatzer nutzten auch hier die gegebenen Spielräume weidlich aus und tranken große Mengen an Spirituosen. Eine weitere positiv empfundene Seite des Besatzeralltags war die Verfügbarkeit von Gütern jeder Art über die offiziellen Zuteilungen hinaus. Mittels Diebstahl oder auf dem Schwarzmarkt wurde die Notlage der Einheimischen ausgenutzt, die sich gegen Übervorteilung beim Handel oder offenen Raub kaum wehren konnten, ohne Repressalien befürchten zu müssen. Auf diese Weise gelangten die Besatzer an Lebensmittel, Wertgegenstände und andere Dinge, die ihnen und – dank der Feldpostpakete – den Angehörigen in der Heimat das Leben angenehmer machten.

Die Behörden zeigten wenig Interesse daran, derlei Freiheiten einzuschränken, denn dies hätte die Unzufriedenheit mit dem Dienst im Osten gefördert. Dies galt auch im Bereich der Sexualität. Prostitution wurde nicht nur toleriert, sondern oft sogar staatlicherseits organisiert, um die Bedürfnisse der Okkupanten zu befriedigen. Mit ihrem Geld und infolge ihrer guten Versorgungslage war es für die Deutschen einfach, sich darüber hinaus einheimische Frauen gefügig zu machen und deren materielle Not auszunutzen, obwohl die Existenz einer polnischen oder gar jüdischen Geliebten als Rassenschande diffamiert wurde und Sanktionen nach sich ziehen konnte. Andererseits wurde sogar Vergewaltigung geduldet, wenn sie nur ohne großes Aufsehen stattfand. Der Besatzeralltag erfuhr also einerseits einen hohen Grad an Normierung, andererseits eröffnete er dem Eigensinn – also der bewussten Abweichung von den Normen – zahlreiche Möglichkeiten, die auch genutzt wurden, zumal die Leidtragenden vielfach aus der einheimischen Bevölkerung stammten und deshalb für die deutschen Behörden nur eine untergeordnete Rolle einnahmen.

Normverletzungen wurden hauptsächlich dann sanktioniert, wenn Vorgesetzte oder Richter das „Ansehen des Deutschtums“ gefährdet sahen. Dieses schwammige Schlagwort definierte vor allem die vermeintliche moralische Überlegenheit der Besatzer gegenüber den Besetzten. Das bedeutete hauptsächlich, dass Vergehen keine größere Bekanntheit erlangen durften und neben den Einheimischen auch

die Deutschen in der Heimat keine Kenntnis von den Verstößen der Okkupanten erhalten sollten. Gerade mangelnde Disziplin, Korruption, aber auch Sexualdelikte wurden dann geahndet, wenn sie öffentlich wurden, denn in diesen Bereichen sollten sich die Besatzer als Vorbilder zeigen. Im Gegensatz dazu war Eigensinn dann erlaubt, wenn die Regeln nicht – oder nur in aller Heimlichkeit – verletzt wurden; von den Kameraden war Denunziation nur in Ausnahmefällen zu erwarten, und solange die Verbrechen kein Aufsehen erregten, waren die Behörden nur wenig an einer Aufklärung von Fällen mit einheimischen Opfern interessiert. Die Besatzer konnten sich also außerhalb ihres Dienstes ein breites Spektrum an Freiheiten nehmen, offizielle Angebote umgehen und ungehindert einer Vielzahl von offiziell unerwünschten Beschäftigungen nachgehen. Die Durchsetzung von Normen wurde vor allem dann erzwungen, wenn (1) einer breiteren Öffentlichkeit Verbrechen bekannt geworden waren; (2) Vergehen gegen die Disziplin oder den Kameradenkreis vorlagen; (3) Kernelemente der nationalsozialistischen Weltanschauung verletzt worden waren, wie es beispielsweise bei Rassenschande oder Kritik an der Führung der Fall war.

In Warschau und Minsk waren viele alltägliche Erfahrungen neuartig, und es gab wenige Handlungsschemata, die nur abgerufen zu werden brauchten. Die Deutschen nützten sowohl die staatlichen Angebote als auch die gegebenen Spielräume aus. Damit ist allerdings noch nichts über deren Bedeutung für den Besatzungshabitus der Okkupanten gesagt, der sich aus der Praxis des Alltagserlebens formte. Er half ihnen dabei, in unbekannten Situationen der eigenen sozialen Stellung angemessen zu handeln. Demgegenüber erlangten die vorgegebenen Normen während des Dienstbetriebs eine wesentlich strengere Verbindlichkeit als in der Freizeit.

Der Habitus bestand zunächst aus Wahrnehmungsschemata, denen zufolge sich die Besatzer als neue Herren im Osten und den Einheimischen überlegen sahen – obwohl letztere gleichzeitig eine ernstzunehmende Bedrohung darstellten. Innerhalb der Besatzergesellschaft gab es verschiedene Gruppen, auf deren Belange Rücksicht genommen werden musste und vor denen es das eigene Ansehen zu wahren galt. Die Wahrnehmung der verschiedenen Besatzergruppen förderte ein Denkschema der Rivalität, das mit gewissen Abänderungen auch auf die Deutschen Anwendung fand, die nicht der Besatzergesellschaft angehörten: Sie waren nicht als Okkupanten privilegiert und deshalb potentielle Konkurrenten. Nur den Besatzern standen alle Annehmlichkeiten des Ostens zu, und nur ihnen standen die Einheimischen gewissermaßen für ihre Wünsche zur Verfügung. In Handlungsschemata umgesetzt hieß das, dass die Deutschen sich in Warschau oder Minsk nahezu alles erlauben konnten, wenn die Opfer der einheimischen Bevölkerung angehörten und die Taten kein Aufsehen erregten. Die Diskretion im Handeln war unmittelbar mit dem Ansehen als „Herren“ verbunden, die keine Schwäche zeigten. Gerade aus diesem Grund war Gewaltausübung weithin akzeptiert, denn sie schien nur die eigene überlegene Stellung zu demonstrieren und zugleich bei den Einheimischen deren Unterlegenheit zu bestätigen.

So kam der Ausformung des Habitus für den Umgang mit den Einheimischen zentrale Bedeutung zu, denn hier erlangte er entscheidende Handlungsrelevanz. Die neu eintreffenden Deutschen machten ihn sich schnell zu eigen, denn er be-

stimmte viele mögliche und unmögliche Praktiken. Obwohl Kontakte mit den Besetzten außerhalb der Dienstzeit offiziell verboten waren, kam es ständig dazu. Trotz anders lautender Normen raubten, prügelten, vergewaltigten oder mordeten die Besatzer sogar ohne Befehl, ohne dabei ständig eine Bestrafung fürchten zu müssen: Sie hatten eine gemeinsame Verständigungsbasis, die dergleichen nicht nur als relativ normales Verhalten erscheinen ließ, sondern auch Denunziation verhinderte. Sie begingen die Taten in einem vergleichsweise diskreten Rahmen, der Aufsehen unter den Besetzten und auch den Besatzern reduzierte. Darüber hinaus war auch der Eigensinn dahingehend begrenzt, dass Normverletzungen nicht öffentlich gegen die Disziplin und den Kameradenkreis oder gegen zentrale Bestandteile der nationalsozialistischen Weltanschauung stattfanden. Die Gewalt gegen die Einheimischen wurde damit kaum beschränkt, zumal das Regime den Schutz der Besetzten weitgehend abgeschafft hatte.

Zu der Selbstwahrnehmung als überlegener Kulturmensch mit einem Sinn für Ordnung, Disziplin, Sauberkeit und Kameradschaft sowie Stolz auf die deutschen Leistungen kam die Empfindung hinzu, im Osten eine wichtige Aufgabe unter teilweise auch angenehmen Bedingungen zu erfüllen. Von diesen ideologisch und ökonomisch beeinflussten Faktoren der Selbstrechtfertigung eigenen Handelns war es nur ein kurzer Weg zur Legitimierung der Gewalt. Schätzungsweise zehn Prozent der Okkupanten in Minsk, in Warschau etwas weniger, wurden direkt zu Mördern an der einheimischen Bevölkerung, aber bis auf ganz wenige Ausnahmen haben alle von indirekter Gewalt beispielsweise in Form des Schwarzmarktes profitiert und sie damit gefördert.

Eine kritische Selbstsicht war nicht verbreitet, viel häufiger war eine Interpretation, in der die Deutschen ihre eigene Existenz – vorgeblich völlig angemessen – gegen feindselige, unzivilisierte Slawen oder Juden lediglich mit allen Mitteln verteidigten. Es fiel nicht schwer, Massenmorde an Polen oder Weißrussen als „Widerstandsbekämpfung“ zu rechtfertigen oder die Vernichtung der Juden als vorgebliche Träger des Widerstandes als notwendig zu interpretieren.

Trotz aller Verbote und Heimlichkeiten waren die tagtägliche Gewalt und die mit großer Brutalität durchgeführten Morde und Massaker eine innerhalb der Besatzergesellschaft weithin bekannte und auch deutlich sichtbare öffentliche Tatsache, über die mit gewissen Einschränkungen sogar in den Zeitungen zu lesen war. Zwar stellte diese Brutalität kein andauerndes Gesprächsthema dar, aber die Kommunikation der Besatzer führte doch dazu, dass sie über die jeweiligen Verbrechen schnell und detailliert informiert waren; es erscheint angesichts der Besuche und Fotografien von Exekutionen und Massengräbern nicht übertrieben, von einer Faszination der Gewalt¹ zu sprechen. Dies belegen etwa die Mittel und Wege, mit denen selbst grausame Details der Vernichtung in Erfahrung gebracht und in Umlauf gesetzt wurden. Die genaue Kenntnis der Deportation der Warschauer Juden war im Herbst 1942 nach nur einer knappen Woche ebenso Stadtgespräch wie der Aufstand im Ghetto ein knappes Jahr später. Der Austausch darüber war auch deshalb möglich, weil die Gewalt als ebenso selbstverständlich wie legitim galt, so

¹ Vgl. grundlegend Steinweg (Hg.), Faszination.

dass keine Scheu bestand, über sie zu reden, und es innerhalb der Besatzergesellschaft kaum diesbezügliche Beschränkungen gab. Gerüchte und Tatsachen verbreiteten sich schnell, teilweise erhielt sogar die Heimat davon Kenntnis.

Gleichzeitig stand die Öffentlichkeit der Gewalt in einer Wechselwirkung mit ihrer Akzeptanz, denn die Gespräche waren nur selten von Empörung über das Geschehen geprägt und trugen damit zu dessen Normalität – und zum Abbau von Hemmungen – bei. Mit der steigenden Zahl der Mitwissenden wurde zudem der Kameradenkreis oder sogar die ganze Besatzergesellschaft in die Taten einbezogen und damit ein Teil der individuellen Verantwortung auf die Gemeinschaft übertragen. Den Deutschen in Warschau und Minsk kam somit die Rolle von Augenzeugen, Helfern und Ausführenden zugleich zu, denn schließlich war die staatliche Gewalt etwas, das in ihren Augen nicht ungewöhnlich oder verwerflich war. Ganz im Gegenteil verdiente sie Anerkennung, im Zuge der „Widerstandsbekämpfung“ schien sie sogar eine Notwendigkeit darzustellen.

Die Selbstverständlichkeit und Legitimität der Gewalt während der Besatzung wirkten nach und zeigten sich noch 20 Jahre später in den Vernehmungen der bundesdeutschen Ermittler, die mit einer bisweilen erstaunlichen Gleichgültigkeit der Täter in Bezug auf ihre damaligen Taten konfrontiert wurden. Mögliche Schuldinsicht wurde jedenfalls weder während der Besatzung noch in der Nachkriegszeit geäußert. In diesem Sinne muss zumindest in Teilen ein Fortwirken der Besatzergesellschaft mit ihrer Diskretion und ihrem Zusammenhalt gegen Außenstehende konstatiert werden; angesichts einer möglichen Strafverfolgung war es freilich aber auch kaum zu erwarten, dass die Besatzer ihre Verbrechen freimütig eingestanden.

Der Vergleich der beiden Städte Warschau und Minsk zeigt nur graduelle Unterschiede auf, vor allem aber hat er viele grundsätzliche Gemeinsamkeiten der Besatzer und ihres Alltags erbracht. Warschau als die größte von der Wehrmacht in Osteuropa eroberte Stadt hob sich vor allem durch die größeren Dimensionen von Minsk ab. In der polnischen Hauptstadt waren mehr Besatzer stationiert, und dort wurden mehr Menschen ermordet als in Minsk. Die Quantität der Okkupanten bedingte auch ein qualitativ höherwertiges Betreuungsangebot, doch in der staatlichen Durchdringung des Alltagslebens unterschied sich Weißruthenien nicht vom Generalgouvernement. Der Einsatz in Warschau wurde als vergleichsweise angenehmer angesehen als der in Minsk. Das lag zunächst an Bedingungen wie etwa dem Wetter, dem Stadtbild oder der geringeren Entfernung von der Heimat, konkretisierte sich aber entscheidend im Versorgungsangebot, das in Weißruthenien schon aufgrund der relativen Armut und der geringeren Zahl der Bevölkerung deutlich schlechter als in Warschau war. Das dortige Ghetto mit rund einer halben Million Insassen schuf Möglichkeiten, von der Not der Einheimischen zu profitieren, die so weiter östlich nicht mehr gegeben waren: In Warschau konnten die Besatzer mehr und wohlhabendere Juden als in Minsk ausplündern. Als weiterer entscheidender Faktor, der das Leben in Minsk beschwerlicher machte, ist die Bedrohungssituation zu nennen. Eine nennenswerte Widerstandstätigkeit, die die Besatzer tatsächlich um ihr Leben fürchten ließ, setzte in Warschau erst Anfang 1943 ein; in der Umgebung von Minsk dagegen begannen vor allem die Partisanen be-

reits Ende 1941 mit Gegengewalt auf die nationalsozialistische Politik zu reagieren, in der Stadt selbst vor allem die im Untergrund agierende kommunistische Partei. Während die Deutschen im Generalgouvernement also mehr als drei Jahre relativ friedlichen Daseins erlebten, war ihnen dergleichen in bestimmten Gebieten der Sowjetunion nicht gegeben.

Zahlreiche der in dieser Untersuchung geschilderten anderen Begebenheiten sind allerdings nicht nur während der deutschen Besatzung in Minsk und Warschau zu beobachten. Rivalitäten zwischen verschiedenen Behörden und Institutionen gab es zu anderen Zeiten ebenfalls. Die Zusammensetzung und die Kameradschaft der Besatzergesellschaft waren in fast allen deutsch kontrollierten Regionen Europas ähnlich, selbst wenn es dort keine „Volksdeutschen“ gab. Die Abschottung der Okkupanten von den Okkupierten war in Westeuropa zwar nicht so streng, tritt aber bei fast jeder Fremdherrschaft zu Tage, ebenso wie der Versuch, das Leben der Besatzer möglichst genau zu normieren oder deren Absicht, materielle Gewinne zu machen. Das Herabschauen auf die Besiegten und die mehr oder minder große Furcht vor ihnen gehört genauso zu den anderswo zu beobachtenden Tatsachen. Demgegenüber sind die Überlegenheitsgefühle der Deutschen doch speziellen Ressentiments gegenüber den Osteuropäern geschuldet, die beispielsweise schon während des Ersten Weltkrieges einige Wirkung entfaltet hatten.

Der Besatzungshabitus indes, der die Akzeptanz der Gewalt beinhaltete und deren ständige Präsenz erst möglich machte, konnte nur unter den genuinen Bedingungen der nationalsozialistischen Herrschaft in Osteuropa entstehen. Seine Wahrnehmungs- und Handlungsschemata sind unter anderen Umständen nicht denkbar. In ihm verbanden sich universelle Aspekte jeder Besatzung mit Vorstellungen von Osteuropa und lokalen Gegebenheiten, die zusammen mit nationalsozialistischer Ideologie und Machtausübung eine eigene Form erlangten. Nur so entstand die Dynamik, die den Massenmord erst ermöglichte.

Für die Ausprägung des Besatzungshabitus hatten die Unterschiede zwischen Warschau und Minsk nur wenig Relevanz. Das Verhalten der Besatzer, ihre Einstellung gegenüber den Einheimischen und vor allem die Rolle der Gewalt differierten nur marginal. Immerhin ist festzuhalten, dass Letztere auf Grund der konkreteren Bedrohungslage für die Okkupanten in Minsk noch selbstverständlicher war als in Warschau. Andererseits erreichte in der polnischen Hauptstadt die Gewalt wegen des riesigen Ghettos und der beiden Aufstände eine spektakuläre Dimension und war zudem für die Mehrzahl der Soldaten sichtbar, die an die Ostfront fuhren. Ferner ist festzuhalten, dass der Zusammenhalt und die auch nach dem Krieg weiter bestehende Gemeinschaft der Besatzer in Minsk noch stärker waren als in Warschau. Als Grund hierfür ist die geringere Anzahl an Besatzern zu nennen, die in Weißruthenien Dienst taten. Der Kameradenkreis war kleiner und es waren im Verhältnis zu Warschau mehr Männer an direkten Morden beteiligt, so dass das Zusammengehörigkeitsgefühl noch deutlicher ausgeprägt war als im Generalgouvernement.

Es ist zu vermuten, dass sich diese Tendenz auch für andere Fallbeispiele bestätigen wird. Je kleiner der Ort und je geringer die Zahl der Täter, desto stärker sind die Inklusion und die Verschworenheit des Kollektivs. Im Umkehrschluss be-

deutet das allerdings auch, dass eine Besatzergesellschaft mit den in dieser Arbeit beschriebenen Werten und Verhaltensmustern dann nicht mehr existenzfähig ist, wenn zu viele Menschen daran beteiligt sind. In diesem Falle könnten die Diskretion und die Geheimhaltung eines Wissens, das trotz der relativen Öffentlichkeit der Gewalt auf einen verhältnismäßig kleinen Kreis der zumindest mittelbar Beteiligten begrenzt war, nicht mehr gewährleistet werden. Damit verliert die gerade im Osten so alltägliche und als legitim angesehene Gewalt eben diese Konnotation.

Die Spezifika der Besatzung in Warschau und Minsk verdeutlicht der Kontrast zur deutschen Herrschaft in Nord- und Westeuropa. Im Gegensatz zu den Slawen und Juden galten etwa Franzosen oder Niederländer nicht als primitive Untermenschen, und die Nationalsozialisten sahen diese Völker auch nicht als Feinde aufgrund ihrer Rasse. Die Exklusion der Okkupierten war schon aus diesem Grunde nicht gegeben. Rassistische Barrieren von staatlicher Seite existierten ebenso in wesentlich geringerem Maße wie sprachliche Schwierigkeiten. Da die französische Kultur vielfach als der deutschen mindestens ebenbürtig wahrgenommen wurde, war die Abgrenzung von den Einheimischen längst nicht so strikt, eine „Selbstexklusion“ der Besatzer, wie sie in Warschau oder Minsk durchaus zu beobachten war, fand etwa in Paris kaum statt². Das Leben der Deutschen in Osteuropa unterschied sich stark von dem im Westen, was nicht zuletzt die Bedeutung der Gewalt für die Ausübung der Herrschaft deutlich zeigt: Exzessive Brutalität und Massenmorde wie in Minsk oder Warschau hat es in den west- und nord-europäischen Großstädten nicht gegeben. Die Ursache dafür, dass dies jedoch im Osten geschah, lag einerseits in den politisch-ideologischen Vorgaben, andererseits – und zu einem wesentlichen Teil – in der Selbstwahrnehmung, die die Besatzer aufgrund ihrer Erfahrungen vor Ort entwickelten. Der dortige Alltag war eine notwendige und hinreichende Voraussetzung dafür, dass Gewalt eine vollkommen akzeptable Handlung gegenüber den Mitmenschen werden konnte.

² Vgl. z. B. Szarota, Paris.